

Sabine Haustein, Anja Waller

Jüdische Settlements in Europa. Ansätze einer transnationalen sozial-, geschlechter- und ideenhistorischen Forschung

Einleitung

Die Geschichte der Jüdischen Volksheime und Toynbee-Hallen in Europa ist mit einigen Ausnahmen weder von der Sozial- und Geschlechtergeschichte noch von benachbarten Disziplinen wie der Ideengeschichte, den Jüdischen Studien, den Religionswissenschaften, der Kulturanthropologie und Soziologie beachtet worden.¹ Deswegen bleiben Fragen nach ihrem Umfang, den möglichen Erscheinungsformen, der Definition, ihren Vorbildern sowie Fragen des historischen Vergleichs solcher Phänomene bisher unbeantwortet. Allein ForscherInnen, die die Geschichte der sozialen Arbeit, der jüdischen Wohlfahrtspflege und Heilpädagogik untersuchen oder ErziehungswissenschaftlerInnen sind, haben in der Perspektive ihrer Disziplinen exemplarisch die Berliner Variante der Volksheimgeschichte erforscht und erste wichtige Ergebnisse über die Gründungsmotive, Arbeitsinhalte und Grundrisse des Sozialprofils der Akteure geliefert.² Warum es sich lohnt, eine transnationale sozial-, geschlechter- und ideenhistorische Perspektive zu entwickeln, will Sabine Haustein in ihrem Teil des Artikels herausarbeiten. Im Zentrum steht hierbei die Erörterung von gemeinsamen und unterschiedlichen Kennzeichen der jüdischen Settlements in Europa. Im Anschluss hieran wendet sich Anja Waller einer mikrohistorischen Untersuchung des jüdischen Volksheims Berlin zu.

1. Jüdische Settlements in Europa

Jüdische Volksheime und Toynbee-Hallen in Europa können als spezifisch jüdische Antworten auf die internationale Settlementbewegung, die sich Ausgang des 19. Jahrhunderts im viktorianischen England entwickelt hat, definiert werden. Phänomenologisch gehören diese auch ins Umfeld der in den 1870er Jahren an der Oxforder Universität entstandenen Universitätsausdehnungs-Bewegung, der skandinavischen Volkshochschulbewegung, die vor allem mit dem dänischen Theologen und Pädagogen Nikolaj Frederik Severin Grundtvig verbunden ist, der sozialrevolutionären Bewegung der Narodniki in Russland sowie der etwas weniger einflussreichen Bewegung der Nachbarschaftsheime.

Diese einzelnen Bewegungen entwickelten sich zu annähernd gleicher Zeit, aber an unterschiedlichen Orten, mit unterschiedlichen sozialen Akteuren und in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten. Einzig die internationale Settlementbewegung zeichnete sich durch den bildungsbürgerlichen Hintergrund und das Sendungsbewusstsein ihrer Akteure aus, das sich in dem Streben nach sozialer und kultureller Harmonie zwischen den gesellschaftlichen Klassen artikuliert. Unter geschlechterhistorischen Gesichtspunkten war neu, dass sich ab dem späten 19. Jahrhundert bürgerliche Frauen, zunehmend auch akademisch gebildet, in England, Mitteleuropa und in den USA von der Settlementbewegung angezogen fühlten und mitarbeiteten. Allerdings verfolgten Frauen und Männer mit ihrem Engagement unterschiedliche Motive und Karrieren.³

Warum aber ist die Settlementbewegung einer neueren Studie zufolge⁴ die vielleicht wichtigste weltanschauliche Säule für die jüdischen Volksheime und Toynbee-Hallen? Im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts reifte in den feinen Universitätskreisen von Oxford die christlich-soziale Settlementidee, die ihre geistesgeschichtlichen Wurzeln im religiösen Sozialismus hatte. Hinter der Settlementidee verbarg sich das Unbehagen gebildeter Leute, wie dem an der Oxforder Universität lehrenden Sozialphilosophen und liberalen Reformers Arnold Toynbee, über die gesellschaftlichen Zustände im von Klassengegensätzen besonders gekennzeichneten England und die immer größer werdende soziale und kulturelle Kluft zwischen den Besitzenden und den Armen, zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten. Toynbee schlug deshalb vor, Settlements zu gründen, die weniger Orte der Wohlfahrtsarbeit im konventionellen Sinne der Kirche sein, sondern sich durch eine vollkommen neue Qualität auszeichnen sollten: „to settle“ meinte, sich niederzulassen mit und bei den Armen, zumeist proletarischen Kreisen, also in ihren Vierteln, in ihren Straßen und damit in ihrem Lebensumfeld. Ein Settlement in Toynbees Sinne sollte, in Abgrenzung zu einer Mission, zu einer *Lebensgemeinschaft* aufbauen und erziehen. Da Toynbee früh starb, konnte er seine Settlementidee nicht mehr selbst umsetzen. Der mit ihm befreundete Samuel Barnett gab sein Amt als Pfarrer auf und gründete in privater Initiative mit seiner Ehefrau Henrietta 1883 ein Settlement, das beide im Gedenken an ihren verstorbenen Freund Toynbee Hall nannten. Toynbee Hall im Londoner East-End und gerade in Whitechapel zu gründen war eine bewusste Entscheidung: hier war die soziale Verelendung der sich überwiegend aus Iren und Juden zusammensetzenden Bevölkerung am stärksten sichtbar und erlebbar.⁵

Die Ausstrahlungskraft der christlich-ethischen und sozialutopischen Gesellschaftsideen von Toynbee war im gesamten gebildeten Europa enorm, auch unter Juden, worauf später noch eingegangen werden soll. Gebildete Leute, unter ihnen auch spätere SettlementgründerInnen, reisten nach London, besichtigten das ärmliche East-End und wohnten in Toynbee-Hall als Residents, so nannten sich die freiwilligen und unentgeltlich arbeitenden Helfer. Nach ihren Aufenthalten kehrten sie in ihre

Wirkungsstätten und Heimatländer zurück und popularisierten die Settlementidee mit Vorträgen, Zeitschriftenartikeln und Büchern. Vor allem gründeten sie Settlements.⁶ Einer der Residents war der Soziologe Werner Picht, der Anfang des 20. Jahrhunderts in Toynbee Hall Feldforschungen machte und folgendes Definitionsangebot vorschlug. Settlements sind ihm zufolge Niederlassungen *Gebildeter*, und man müsste hier hinzufügen, *Wohlhabender* in einer armen Nachbarschaft, die den doppelten Zweck verfolgten, die dortigen Lebensverhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen und zu helfen, wo Hilfe not tat. Ein Siedler konnte laut Picht nur jemand werden, der sich von seinem alten Leben, alten Bindungen, Geselligkeiten freimachte und bereit war, für eine bestimmte Zeit mit den Armen zusammenzuleben. Das Siedeln unter den Armen verlangte charakterliche Eigenschaften wie individuelles Engagement, religiöse Bestimmung und Hingabe.⁷ Toynbee Hall markierte eine qualitative Wende für das ethische und soziale Verständnis von der Abmilderung, wohlgerneht nicht von der Aufhebung, von Klassengegensätzen und der Sozial- und Wohlfahrtsarbeit weltweit.

Die Settlementidee verbreitete sich von England ausgehend in die USA und in Europa, wobei sie in den USA auf besonders fruchtbaren Boden fiel. Settlementarbeit bestand hier darin, die soziale Not der europäischen Einwanderer zu lindern und ihnen durch den Erwerb von Bildung einen besseren Start in der neuen Gesellschaft zu ermöglichen, was wiederum die gesellschaftliche Integration, sozialen Aufstieg und Anerkennung förderte. Bereits 1922 gab es in den USA 504 Settlements, in England 53 solcher Niederlassungen.⁸ Das vom Theologen und Philosophen Stanton Coit 1886 gegründete Settlement in New York war zwar das erste in den USA, jedoch erlangte Hull-House, gegründet von den Sozialreformerinnen Ellen Gates Starr und Jane Addams 1889 in Chicago bereits zu deren Lebzeiten prominenten Status. Beider Lebensgeschichten zeigt idealtypisch, dass bürgerliche Frauen einen gleichberechtigten Platz neben den Männern in der Öffentlichkeit suchten und auch erkämpften, positive Frauenbilder schufen und mit Settlementarbeit die Frauenemanzipation voranbrachten.⁹

Die Idee der Gründung von Settlements begrüßten insbesondere jüdische Kreise in England, aber auch in Europa, wobei kennzeichnend ist, dass die christlich-soziale Settlementidee in einen jüdischen Kontext, versehen mit modernen jüdischen Erziehungs- und Bildungswerten, übertragen wurde.¹⁰ War Toynbee Hall noch eine gemischtkonfessionelle Gründung, das heißt, die Residents waren überwiegend männliche, protestantische Studierende aus Oxford, die in einem jüdischen und katholischen Milieu siedelten, gab es zunehmend exklusiv jüdische Settlements. Zu nennen ist für London das vom jüdischen Sozialreformer Basil Henriques gemeinsam mit seiner Ehefrau Rose Louise 1919 gegründete St. Georges Jewish Settlement, in dem sozial bedürftige jüdische Kinder, Jugendliche und Erwachsene aus Osteuropa versorgt, in Klubs sozialisiert sowie religiös unterwiesen wurden. Auch die Sozialarbeiterin und spätere Predigerin Lily Montagu, die 1893 den West Central Jewish Girls Club,

den ersten Club für jüdische Arbeitermädchen gründete, und die bis 1926 noch weitere soziokulturelle Aktivitäten entfaltete, war eine Settlerin. Wie Rose Louise Henriques, geborene Loewe war Montagu orthodox erzogen worden. Beide Frauen zählten mit ihrem Engagement zu den Feministinnen ihrer Zeit, deren religiöse Grundsätze Tora und Talmud waren.¹¹

Unerforscht geblieben sind im Zusammenhang mit dem Erstarben der internationalen und jüdischen Settlementbewegung in England und in den USA ihre jüdischen Varianten in Mitteleuropa und speziell im deutschsprachigen Raum, die jüdischen Volksheime und Toynbee-Hallen. Das einzige inzwischen gut dokumentierte, allerdings nichtjüdische Settlement in Deutschland ist die Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin Ost (SAG).¹² Neben dieser vom Pfarrer Friedrich Siegmund Schultze 1911 im Friedrichshain gegründeten Nachbarschaftssiedlung, die überwiegend männliche Residents aus der christlichen Studentenschaft Berlins rekrutierte, arbeitete das vom Theologen, Pädagogen und früheren Resident in Toynbee Hall, Walter Classen, 1901 initiierte Volksheim Hamburg bis 1922.¹³ Gegenstand der Forschung war das Volksheim Hamburg bisher nicht. Weitere Settlements, die interkonfessionellen Charakter hatten, waren das 1915 vom konvertierten Medizinstudenten und aktiven Mitglied der „freien Studentenschaft“ Ernst Joël gegründete Siedlungsheim Charlottenburg und das 1909 bis 1928 arbeitende Volksheim Leipzig, in dem maßgeblich Wenzel Holek, ein Mitarbeiter der SAG und sozialer Aufsteiger aus dem Arbeitermilieu mitgewirkt hat. Obwohl Joels Siedlungsheim unter Leitung einer der sozialhistorischen Forschung gänzlich unbekanntes Frau, nämlich Wally Mewius, stand, kennzeichnete alle genannten Settlements eine männliche studentische Akteursgruppe.¹⁴

Auf Arnold Toynbee bezieht sich auch die von der Berliner Loge Bne-Brith 1904 gegründete jüdische Toynbee-Halle für Volksbildung und Unterhaltung, die sich am Nollendorfplatz im damaligen Bezirk West, dem heutigen Schöneberg, befand, und laut Jüdischem Lexikon von 1930 bezweckte, „die sozialen Gegensätze mittels unentgeltlichen Unterhaltungs- und Vortragsabenden für die ärmere jüdische Bevölkerung zu mildern“.¹⁵ Eine Settlementgründung im Toynbeeschen Sinne einer *Lebensgemeinschaft* war die Toynbeehalle am Nollendorfplatz nicht, von der gesagt wird, dass sie sich während des Ersten Weltkrieges mehr und mehr in eine Notunterkunft für alle Notleidenden wandelte, so dass ihr jüdisches Spezifikum verloren ging und die Arbeit bald darauf eingestellt wurde. In sozial- und geschlechterhistorischen Hinsichten interessant sind das jüdische Volksheim Berlin, das von 1916 bis 1929 und das jüdische Volksheim Altona, das von 1918 bis 1936 arbeitete. Neben jüdischen Frauen, wie den Volksheimleiterinnen Gertrud Rosenbaum (Altona) und Gertrude Weil (Berlin), einer Bankangestellten, die später Vorsitzende der Ortsgruppe München der internationalen zionistischen Frauenorganisation WIZO war, wirkten in den jüdischen Settlements ausgebildete Kindergärtnerinnen, wie Henni Reich und Eva Michaelis-Stern, die als Gymnastiklehrerin arbeitete. Berliner

Volksheimaktive, wie Lili Zadek, die Nichte des deutsch-jüdischen Sozialdemokraten und Publizisten Eduard Bernstein, die an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums ausgebildete Graphikerin war, suchten in der Sozial- und Bildungsarbeit mit osteuropäischen Kindern und Jugendlichen ihre durch Assimilation verloren gegangene Jüdischkeit wieder.¹⁶

Obwohl die beiden Vereinsgründungen in die gleiche Zeit fallen und undenkbar sind ohne ihren Bezug zur Geschichte der osteuropäisch-jüdischen Migration nach Berlin und Altona, verdient im definitorischen Sinne nur das Jüdische Volksheim Berlin die Bezeichnung Settlement, da der sozialistisch-zionistisch eingestellte Architekt Bernhard (Dov) Kuczynski und der Buchhändler und Herzl-Club-Mitglied Leo Blumstein als erste Siedler ihren Lebensmittelpunkt ins Volksheim verlegten.¹⁷ Ähnlich wie bei der Berliner Unternehmung begannen auch die Altonaer InitiatorInnen die Volksheimarbeit als Not- und Volksspeisung in einer Gegend, die von osteuropäischen jüdischen Familien bewohnt wurde, die vor dem Krieg geflüchtet waren. Diese waren zumeist ohne Aufenthaltsgenehmigung in der Stadt und kamen deshalb nicht in den Genuss städtischer Unterstützungsangebote. Zu einem regelmäßigen Treffpunkt zwischen den Helfern und den Bewohnern des Viertels geworden, war der Schritt zu einer räumlichen Fixierung (einem Settlement) und der Ausgestaltung von sozialen, geselligen, aber besonders Bildungs-Aktivitäten nicht mehr fern. Während das Altonaer Volksheim eine Gründung der Hochdeutschen Israelitengemeinde war,¹⁸ verdankte das unter jugendbewegtem und zionistischem Einfluss stehende jüdische Volksheim Berlin seine Gründung privater Initiative und finanziellen Förderern, die nicht an eine jüdische politische Organisation gebunden waren. Beide Settlements in Berlin und Altona gehörten zum einen in den Kontext der Neuorganisation der jüdischen Wohlfahrts- und Fürsorgearbeit, die während des Ersten Weltkrieges unter dem Eindruck der ankommenden Flüchtlingsströme aus Osteuropa reformiert werden musste. Zum anderen zeugten diese jüdischen Einrichtungen von der Auseinandersetzung assimilierter Juden in der Großstadt mit dem traditionellen Judentum Osteuropas, das die männlichen Volksheimaktiven an der Front im Ersten Weltkrieg kennen lernten.¹⁹ Frauen aus jüdisch-assimilierten, aber auch aus das Judentum noch praktizierenden Familien waren im Berliner und Altonaer Volksheim tonangebend und meisterten den gesamten Betrieb. Im Vergleich der beiden vertrat jedoch nach außen und nach innen nur das jüdische Volksheim Berlin im untergehenden deutschen Kaiserreich und während der Weimarer Republik den Anspruch, den Grundstein für eine *jüdische Lebens- und Volksgemeinschaft* zu legen und die sozialen Ideale von Arnold Toynbee zionistischen Bedürfnissen anzupassen.

Am weitesten fortgeschritten ist die historische Erforschung der Settlementbewegung und seinen jüdischen Varianten in Österreich. So war beispielsweise das überkonfessionell agierende Ottakringer Settlement eine Initiative von Pionierinnen der Wiener Frauenbewegung um die zentrale Persönlichkeit

von Else Federn, einer Tochter aus jüdisch-assimiliertem Haus, die auch mit der bereits erwähnten Jane Addams bekannt war. Zwei weitere Initiativen sind das um die Jahrhundertwende gegründete jüdische Volksheim Wien „Beth Haam“, das darauf zielte, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Juden in den westlichen Bezirken Wiens zu fördern und die 1900 vom Lehrer und Zionisten Leon Kellner gegründete jüdische Toynbee-Halle. Die Forschung zu den Wiener Beispielen kann zeigen, vor welchen spezifischen Herausforderungen die alteingesessenen Wiener Juden angesichts des Zustroms von galizischen Einwandern und ihren Familien standen. Dabei ging es für die jüdische Gemeinschaft, der die Akteure der Settlementarbeit zuzurechnen sind, nicht nur darum, auf die Alltagsprobleme der Einwanderer einzugehen und sie zu lösen, sondern auch darum, ihnen durch den Bildungszugang und die Anerkennung des bürgerlichen Wertestandards die Integration und Assimilation in eine nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft zu ermöglichen.²⁰ Insgesamt jedoch sind weitere Forschungen nötig, um die These zu stärken, dass die Mitarbeit von jüdischen Frauen in den Volksheimen und Toynbee-Hallen eine Möglichkeit bot, alternative Lebensentwürfe jenseits der traditionellen Hausfrauenrolle im Judentum zu entwickeln und zu erproben, ungeachtet dessen, ob der familiäre Hintergrund liberal, assimiliert oder orthodox war und ob sie eine zionistische Leitidee hatten. Das ist deshalb von besonderem Interesse, weil das Sozialprofil der jüdischen Frauen, die in Volksheimen und Toynbee-Hallen als ehrenamtliche Helferinnen tätig waren, zu einem nicht unbedeutenden Anteil in der unteren jüdischen Mittelschicht gesehen werden kann. Dies verweist mehr als bislang in der Forschung angenommen auf flexible weibliche Rollenmodelle im Judentum.²¹

Ausblick

Die weitere Erforschung der Geschichte der jüdischen Volksheime und Toynbee-Hallen wird sich nicht allein damit begnügen, Fragen des Umfangs, der Statuten und der Vernetzung zu skizzieren. Vielmehr wird es darauf ankommen, das Sozialprofil der ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer und des osteuropäisch-jüdischen Besucherkreises genauer zu fassen, um die Erwartungen, die mit dem Settlementbesuch verbunden waren, und die Aktivitäten der Einwandererkinder und Jugendlichen besser begreifen und einordnen zu können. Eine weitere lohnenswerte Forschungspiste könnte sein, anhand einer transnationalen Perspektive den Wandel des jüdischen Selbstverständnisses inmitten einer nichtjüdischen Umwelt und zionistische Herausforderungen an die Settlementarbeit zu erörtern sowie Fragen nach der Neudefinition von Geschlechterrollen im Judentum aufzuwerfen und zu beantworten. Beim gegenwärtigen Stand der Forschung spricht bislang einiges dafür, ein englisches Settlementmodell festzustellen, dass in den USA und insbesondere im deutschsprachigen Raum von Juden nachgeahmt und den spezifischen lokalen jüdischen Bedürfnissen angepasst wurde.

2. Das Jüdische Volksheim in Berlin

Es war die Not der Kinder ostjüdischer Einwanderer im Berliner Scheunenviertel, die Siegfried Lehmann 1916 veranlasste, dort ein jüdisches Volksheim zu gründen. Seit Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich Juden aus Ost- und Südeuropa in Berlin, und dort vorwiegend im Scheunenviertel, niedergelassen. Sie lebten als soziale Randgruppe in ärmlichen Verhältnissen und praktizierten weiter ihre Religion und Bräuche, die sie aus ihrer Heimat mitgebracht hatten. Bis zum Jahre 1925 war die jüdische Bevölkerung allein in Berlin um 20 Prozent gestiegen.²² Mischket Liebermann beschreibt in ihrer Autobiographie das Leben im Berliner Scheunenviertel so: „[...] die meisten der Ostjuden blieben im Ghetto. Und blieben, was sie waren: arme Schlucker. Mit unheimlich vielen Kindern. Das Berliner Ghetto umgaben keine Mauern, und doch war es eine abgeschlossene Welt. Es hatte seine eigenen Gesetze, seine Sitten und Gebräuche. Die orthodoxen Juden wachten darüber, daß sie streng eingehalten wurden. [...]. Eigene Handwerker, Schuster, Schneider, Trödler, Hausierer waren da. Und eine koschere Gaststätte mit einer vorzüglichen Küche. Doch im Mittelpunkt standen zwei Bethäuser mit ihren beiden Rabbinern, den Vorbetern und den Schlattenschammes, den Synagogendienern.“²³ Der Mangel an beruflicher Qualifikation und Anpassungsschwierigkeiten in der Großstadt verstärkten die Isolation der Ostjuden.

Die Lebensumstände der ostjüdischen Kinder im Scheunenviertel trieben Lehmann zum Handeln an. Er selbst stammte aus einer assimilierten Familie, war Medizinstudent und Mitglied der „Freien Studentenschaft“. Dort lernte er auch Ernst Joël, den Gründer des „Siedlungsheim Charlottenburg“ kennen, in dessen Arbeit er das Vorbild für das jüdische Volksheim fand. Durch einen Aufruf fand Lehmann Studenten, junge Kaufleute und Frauen, die ihn bei seinem Vorhaben ein Volksheim zu gründen, unterstützten. Sie alle kamen aus bürgerlichen, meist assimilierten Familien und sehnten sich nach gelebter Jüdischkeit, die sie bei den Ostjuden zu finden glaubten.

Am 18. Mai 1916 wurde das Jüdische Volksheim in einer Wohnung mit nur drei Zimmern in der Dragonerstraße 22, mitten im Scheunenviertel, eröffnet. Zur Eröffnung hielt der Anarchist Gustav Landauer vor circa 200 interessierten Zuhörern einen Vortrag über „Judentum und Sozialismus“, in dem er das Volksheim als ersten Schritt in eine sozialistische Gemeinschaft bezeichnete.²⁴ Finanziell getragen wurde das Volksheim durch den Verein Jüdisches Volksheim e.V., der am 7. Juli 1916 entstand. Die in der Anfangszeit gute Finanzlage verschlechterte sich Anfang der 20er Jahre. Aus dieser Zeit sind drei Spendenaufrufe erhalten, in denen das Volksheim von großen finanziellen Schwierigkeiten berichtet und um größere Beiträge bittet.²⁵

Das auf der Theorie der Settlementbewegung basierende Konzept des Volksheims, mit Einflüssen aus dem Zionismus und der Reformpädagogik, stellte eine neue Form der Wohltätigkeit innerhalb der traditionellen jüdischen Wohlfahrt dar, die auf ehrenamtlicher bürgerlicher Bildungs- und Erziehungsarbeit fußte. In erster Linie ging es Lehmann um die Fürsorge für die ostjüdischen Auswandererkinder. Diese sollten seiner Meinung nach nicht, wie es professionelle Wohlfahrtsdienste taten, „von oben herab“ geleistet werden, sondern durch die Arbeit der freiwilligen Mitarbeiter vor Ort mit den Bewohnern des Scheunenviertels zu einer sich gegenseitig bereichernden Verbindung zwischen Ost- und Westjudentum führen. Aus diesem Grund sollten die Mitarbeiter auch außerhalb ihrer Arbeitszeit im Volksheim wohnen, um so „tiefer in das Milieu des jüdischen Proletariats, in sein Wesen und seine Bedürfnisse einzudringen“²⁶. Nur durch Kenntnis der Lebensumstände der Ostjuden sei eine Jugenderziehung möglich. Der Erste Weltkrieg verhinderte die gänzliche Umsetzung dieser Vorgabe, so dass zunächst nur drei Mitarbeiter im Scheunenviertel lebten.

Nach Lehmanns Vorstellung sollte das symbiotische Zusammenwirken des Ost- und Westjudentums dabei einen Nährboden für die Entstehung einer Vision neuer „Jüdischkeit“ bieten, auf dem die Bildung einer vereinten jüdischen Gemeinschaft möglich wäre. Das Volksheim in Berlin sollte nur der Anfang einer ganzen Reihe von Volksheimen sein, die von den im Berliner Volksheim betreuten Kindern und Jugendlichen in Osteuropa gegründet werden sollten.²⁷ Aber auch innerhalb des jüdischen Volksheims verfolgte Lehmann ehrgeizige Ziele: „Noch setzen wir alle Kraft darein, durch früh einsetzende Erziehung die Glieder zu einer geistigen, von der Umgebung unabhängigen Einheit zusammenzuschließen. Aber dieser Geschlossenheit im Geiste muss eines Tages auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit folgen: Wir werden später, nach Vergrößerung unserer Gemeinde, unsere Werkstätten vergrößern, uns eigene Konsumgenossenschaften, Produktivgenossenschaften, kleine Fabriken, Darlehenskassen usw. einrichten und uns so allmählich einen selbstständigen Wirtschaftskreis schaffen.“²⁸ Der Hintergrund für Lehmanns Traum einer unabhängigen jüdischen Gemeinschaft war seine Überzeugung, dass eine zionistische Besiedelung Palästinas nur dann möglich sei, wenn sich die Auswanderer schon in der Diaspora zu selbstständigen Gemeinschaften zusammengeschlossen hatten.

Über die Motivation der Mitarbeiter schrieb der Zionist Robert Weltsch: sie sahen „ihre Aufgabe nicht in Wohltätigkeit oder Patronisierung, sondern in der Herstellung einer Atmosphäre des Vertrauens und der Gemeinsamkeit, in der die Kinder ein wirkliches Heim sehen konnten, wo ihr Interesse geweckt wird und sie auch zur Aufnahme von kulturellen Anregungen befähigt werden. Nicht nur für die dort erzogenen Kinder war diese Institution eine seelische und materielle Stütze, sie war auch eine Quelle unschätzbaren Erfahrungen und bleibender Charakterbildung für die Helfer.“²⁹

Bis zur Anmietung eigener Räumlichkeiten arbeiteten die freiwilligen Mitarbeiter ohne Raum, Materialien und pädagogisches Konzept. Sie trafen die ostjüdischen Kinder regelmäßig vor der Volksküche, spielten, wanderten und sangen mit ihnen. Die anfangs zögerlichen Kinder nahmen das Angebot nach ein paar Tagen begeistert an und bald formierten sich erste Jungen- und Mädchengruppen.³⁰ Neben einem umfangreichen Fürsorgeprogramm für die ostjüdischen Kinder, das Kinderspielstunden, Knaben- und Mädchenklubs, Sport- und Musikgruppen sowie landwirtschaftliche Ferienkolonien und eine Werkstatt umfasste, leistete das Volksheim durch Unterhaltungsabende, das Einrichten einer Mütterberatungsstelle, ärztlicher und rechtlicher Beratung und durch Hausbesuche auch eine umfassende Nachbarschaftshilfe.³¹ Hervorzuheben ist der pädagogische Ansatz im Volksheim, so wurden in den Kinderspiel- und Knaben- bzw. Mädchengruppen reformpädagogische Methoden nach Friedrich Fröbel angewandt und den Knaben der älteren Gruppen die weitestgehende Selbstverwaltung übertragen, wodurch der Gemeinschaftsgeist gefördert werden sollte.³² Auch das Wandern und die regelmäßig veranstalteten Ferienkolonien wurden als erzieherisches Mittel genutzt um den ostjüdischen Kindern die ihnen nicht vertraute Natur nahe zubringen und fern ab vom Berliner Scheunenviertel einen besseren und intensiveren Zugang zu den Kinder zu erlangen.³³ Ein breites Musikangebot und ein Lesezimmer frei von sogenannter 'Schundliteratur' rundeten die pädagogische Arbeit ab.



Ostjüdische Kinder bei Metallarbeiten im Jüdischen Volksheim in Berlin. Quelle: Das jüdische Volksheim in Berlin, 1. Bericht, Mai/Dezember 1916, Berlin 1916, S. 9 (CAHJP, Akte Nr. D/Be4/338)

Neben den ostjüdischen Kindern und Jugendlichen die den größten Teil der Besucher des Volksheims ausmachten, zog das Volksheim durch abendliche Vorträge und Diskussionen auch junge Mitglieder der bürgerlichen Schicht an. Unter den Referenten waren Persönlichkeiten wie der spätere Präsident Israels, Salman Schasar, Gustav Landauer oder der Religionsphilosoph Martin Buber. Die Vorträge hatten meist religiöse und kulturelle Themen zum Inhalt, aber auch aktuelle Fragen zu Sozialismus, Zionismus und Erziehung wurden von den Referenten aufgegriffen.³⁴ Durch seine große Anziehungskraft konnte Lehmann interessante Referenten für das Volksheim gewinnen und bot so seinen Mitarbeitern einen weiteren Anreiz für ihre ehrenamtliche Arbeit.³⁵ Neben den abendlichen Vorträgen traf sich die Helferschaft zweimal in der Woche um sich über ihre Erfahrungen auszutauschen, aber auch um Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, die sie für ihre Arbeit mit den Kindern brauchten. Dazu gehörten Kenntnisse der jüdischen Kultur, Geschichte und Religion, pädagogischer Theorien und der hebräischen Sprache. Ferner erwarben sich einige Mitarbeiter handwerkliche Fertigkeiten im Buchbinden, Tischlern und Gartenbau.³⁶ Von der Atmosphäre angezogen, besuchten auch nichtjüdische Erzieher das Volksheim und erhofften sich dort einen fruchtbaren Austausch über die pädagogische Arbeit.³⁷

Neben den vielen Unterstützern und begeisterten Besuchern des jüdischen Volksheims gab es aber auch kritische Stimmen, so äußerte sich Gershom Scholem nach anfänglichem Wohlwollen sehr kritisch über das Vorgehen im Volksheim: „Diese Menschen, die so gar keinen Begriff von Judentum haben, daß sie sich mit jüdischer „Religiosität“ [...] die Zeit vertreiben und mit ihr vor Gojim und jungen Mädchen ästhetisieren, erkenne ich nicht als Zionisten an. [...] Ihr habt kein Recht zum Volksheim. Ihr wollt spielen und spielt der Abwechslung halber Ernst, ihr Lügner, des Vormittags verderbt ihr die euch anvertraute Jugend, und des Abends verderbt ihr euch selber, da beweihräuchert ihr einen den anderen, und die Auguren lächeln... Eine solche ekelhafte Empfindung wie an diesem Abend habe ich noch nie gehabt.“³⁸ Nach dem von Scholem beschriebenen Abend kam es zunächst zu einer hitzigen Diskussion zwischen ihm und Lehmann, die noch mehrere Wochen in schriftlicher Form weitergeführt wurde. Auch Franz Kafka, der das Geschehen nur indirekt über seine Verlobte Felice Bauer, die im Volksheim mitarbeitete, verfolgte, kritisierte bestimmte Aspekte der dortigen Arbeit, obwohl er grundsätzlich dem Ganzen sehr positiv gegenüber stand.³⁹

Schon nach sechs Monaten besuchten über zweihundert Kinder täglich die Angebote des jüdischen Volksheims, so dass diese bald erweitert werden mussten.⁴⁰ Jedoch überstieg die Zahl der betreuungsbedürftigen Kinder bei weitem die Möglichkeiten des Volksheims, so dass 1918 das Kinderheim „Ahawah“ gegründet wurde, in dem ein Teil der Kinder dauerhaft untergebracht werden konnte, und zu dem bis zum Ende des Volksheims eine besondere Verbindung bestand.⁴¹

Nach Ende des Krieges erhoffte sich Lehmann auch hinsichtlich des Ausbaus der Volksheimidee ein Vorankommen, musste jedoch bald resigniert feststellen, dass er in Berlin keine unabhängige jüdische Gemeinschaft aufbauen konnte. Als er das Angebot bekam, in Litauen die jüdische Jugendfürsorge zu organisieren, ging er 1921 nach Kowno und gründet dort das „Jüdische Kinderhaus“. In Litauen konnte er anfänglich sehr frei und mit wenig staatlichem Einfluss arbeiten. Bald wurde das „Jüdische Kinderhaus“ zum Zentrum der jüdischen Jugendbewegung und zur Heimat von ca. 200 Kindern. Allerdings machten die antisemitischen Regierungen Mitte der 20er Jahre alle Zukunftspläne zunichte, und so wanderten nach und nach kleine Gruppen aus dem Kinderhaus nach Palästina aus. Lehmann selbst verließ Litauen 1926/27 in Richtung Palästina und gründete dort das Kinderdorf Ben Schemen, das bald zu einer angesehenen Einrichtung wurde und vor allem in der Kinder- und Jugentalija der 1930er Jahre eine bedeutende Rolle spielte.⁴²

Im Volksheim ging unterdessen die Arbeit ungehindert weiter. Erich Gutkind hatte schon nach dem Krieg die Leitung des Volksheims übernommen, da er aber die Einhaltung der Gebote im Volksheim forderte und die Mitarbeiter nicht bereit waren ihm in diesem Punkt zu folgen wurde er schon nach kurzer Zeit von Gertrude Welkanoz abgelöst.⁴³ Sie hatte sich Lehmann als freiwillige Mitarbeiterin schon 1916 vor der Gründung des Volksheims angeschlossen.

Darüber hinaus verschob sich nach Lehmanns Weggang aus Berlin der Fokus des Volksheims mehr und mehr von der Nachbarschaftshilfe hin zur zionistisch geprägten Jugenderziehung und der Vorbereitung einer Auswanderung nach Palästina. Anfang der zwanziger Jahre wuchs eine zweite Mitarbeitergeneration heran, die zum Teil als Kinder selbst im Volksheim betreut worden waren. Diese waren darauf bedacht, Konzept und Ziele des Volksheims noch klarer als zuvor zu benennen. Aus den frühen 20er Jahren sind mehrere Briefe und Spendenaufrufe erhalten, die das Tun des Volksheims verdeutlichen. Die jüdische Jugendfürsorge sollte aufgrund ihrer Dringlichkeit intensiviert werden und auch das Ziel „den Gemeinschaftsgeist zu erwecken und zu pflegen, das Gefühl der Verantwortlichkeit der Gruppe gegenüber dem Heim und darüber hinaus der jüdischen Gesamtheit gegenüber“⁴⁴ wurde deutlich betont. Das Wandern wurde zum wichtigsten Erziehungsmittel und das Erlernen handwerklicher Fertigkeiten noch bedeutsamer im Sinne der Chaluziuth, dem Pioniertum.

Im Zuge dieser Veränderungen intensivierte sich der Kontakt zu anderen zionistischen Organisationen, bis es schließlich zu einem Zusammenschluss des Volksheims mit dem Jung-Jüdischen-Wanderbund (JJWB), einer zionistischen Jugendbewegung, kam. Die Gründe für den Zusammenschluss des jüdischen Volksheims mit dem JJWB lagen in der besseren Verwirklichung organisatorischer und inhaltlicher Ziele, wobei Spendenaufrufe des Volksheims Anfang der 20er Jahre darauf hindeuten, dass auch der finanzielle Aspekt eine Rolle gespielt haben dürfte.⁴⁵ Franz Lichtenstein schrieb 1930 in einem Zeitungsartikel, dass die Zusammenarbeit von Jüdischem Volksheim und JJWB überaus

fruchtbar gewesen sei, denn das sozialistische und zionistische Programm des JJWB stimmte mit den Ideen des Volksheims überein und dessen Mitarbeiter empfanden den Zusammenschluss als Bereicherung, denn sie konnten die Volksheimidee nun zu einem wesentlich größeren Teil der jüdischen Jugend hinaustragen.⁴⁶

Trotz des Zusammenschluss mit dem JJWB existierte das Volksheim nur noch wenige Jahre weiter. Der Prozess der Auflösung bzw. Schließung ist in den Quellen widersprüchlich dokumentiert. Entsprechend schwierig gestaltet sich eine exakte Rekonstruktion dieser letzten Phase des Volksheims im Scheunenviertel. Während eine Datierung der Auflösung auf den Zeitraum zwischen 1927 und 1929 am wahrscheinlichsten erscheint, sprechen andere Quellen von früheren Auseinandersetzungen der Mitarbeiter und einer daraus resultierenden teilweisen Trennung und einer Übernahme der Aufgaben des Volksheimes schon seit 1923 durch unterschiedliche Organisationen der jüdischen Wohlfahrt. Eine ehemalige Mitarbeiterin wiederum bezeugt die Existenz des Volksheims noch 1933.⁴⁷ In den Quellen werden zudem weitere verschiedenartige Gründe für das Ende des Jüdischen Volksheims genannt, so schreibt Lubinski, dass das Volksheim die breite Schicht an Helfern verlor und bis auf den Kindergarten zur reinen Jugendbewegung wurde. Leon Sklarz erläutert außerdem, dass wegen der starken Abwanderung der Ostjuden die Arbeit eingeschränkt wurde.

50 Jahre nachdem das Jüdische Volksheim in der Dragonerstraße gegründet worden war, trafen sich ehemalige „Volksheimler“ in Tel Aviv. Viele von ihnen waren durch die ehrenamtliche Tätigkeit im Volksheim zur sozialen Arbeit gekommen und hatten nach der Schließung in verschiedenen Organisationen auf dem Gebiet der Sozialarbeit gewirkt. Trotz seines kurzen Bestehens wurde im Volksheim eine moderne Pädagogik und Sozialarbeit entwickelt, es war der einzige Ort in Berlin in dem sich Ost- und Westjuden auf Augenhöhe begegnen konnten und ein gemeinschaftliches Zusammenleben praktizierten. Besonders hervorzuheben ist auch die Rolle der Mädchen und Frauen, diese hatten hier die Möglichkeit sich in gleichen Teilen wie ihre männlichen Kollegen einzubringen, ganz im Gegensatz zu den jüdischen Jugendbünden und den anderen Settlements in Berlin, wie dem „Siedlungsheim Charlottenburg“ oder der „Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost“, die ausschließlich von Männern geführt wurden.

Angaben zu den Autorinnen:

Waller, Anja; geb. 1980; Studium der Geschichte und Pädagogik in München und Stuttgart;

Magisterarbeit über das Jüdische Volksheim in Berlin; derzeit Promotion über das Jüdische Lehrhaus in Stuttgart.

Haustein, Sabine; geb. 1967; Dr. phil.; Sozialhistorikerin; Lehrbeauftragte an der Humboldt-Universität Berlin, Forschungsinteressen für deutsch-jüdische Sozial- und Geschlechtergeschichte und den transnationalen Vergleich, Habilitationsprojekt über die jüdische Settlementbewegung im deutschsprachigen Raum und im Vergleich zu Großbritannien und den USA; Veröff.: Vom Mangel zum Massenkonsum. Deutschland, Frankreich und Großbritannien im Vergleich 1945-1970, Frankfurt am Main 2007.

¹ Ich danke den SAG-Kennern Jens Wietschorke und Victoria Hegner, das sie mich auf die jüdische Settlementbewegung neugierig machten. Zum älteren und aktuellen Forschungsstand Adler-Rudel, Salomon: Ostjuden in Deutschland 1880-1940, Tübingen 1959, S. 47-56; Schäfer, Barbara: Berliner Zionistenkreise, Berlin 2003, S. 135-141; Brenner, Michael: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik, München 2000, S. 204-206.

² Als Pioniere der Forschung gelten Oelschlägel, Dieter: Die jüdische Settlementbewegung und das jüdische Volksheim Berlin, in: Verband für soziokulturelle Arbeit (Hg.), Rundbrief 2 (2005), S. 18-29; Ellger-Rüttgardt, Sieglind: Das jüdische Volksheim, in: Ellger-Rüttgardt (Hg.): Verloren und Un-Vergessen. Jüdische Heilpädagogik in Deutschland, Weinheim 1996, S. 260-278; Konrad, Franz-Michael: Siegfried Lehmanns Idee und Verwirklichung einer ‚Jüdischen Erziehung‘, in: neue praxis, 29 (1999) 3, S. 274-290.

³ Vicinus, Martha: Independent Women. Work and Community for Single Women, Chicago 1985, S. 212-213.

⁴ Gilchrist, Ruth; Jeffs, Tony (Hg.): Settlements, Social Change, and Community Action, London 2001.

⁵ Pimlott, John Alfred Ralph: Fifty Years of Social Progress, London 1935, S. 142. Toynbee Hall ist heute noch aktiv, <http://www.toynbeehall.org.uk/> [5.2.2009].

⁶ Zu ihnen gehörten beispielsweise Walthers Classen, Werner Picht, Jane Adams, Marie Lang und Leon Kellner.

⁷ Picht, Werner: Toynbee Hall und die englische Settlement-Bewegung. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Bewegung in England, Tübingen, 1913, S. 1-3.

⁸ Oestreich, Gisela: Nachbarschaftsheime gestern, heute – und morgen? München, Basel 1965, S. 43-44. 1929 gab es 700 Settlements in den USA, 60-70 Settlements arbeiteten in England.

⁹ Hegner, Victoria: Die Settlementbewegung in London, Chicago und Berlin – ein Vergleich. Unveröff. Magisterarbeit, Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, 1999, S. 73-74.

¹⁰ Einstein, Norbert: Tagebuchblätter aus Whitechapel, in: Der Jude, 4 (1918/19), S. 169-180.

¹¹ Umansky, Ellen M.: Lily Montagu and the Advancement of Liberal Judaism. From Vision to Vocation, New York 1983; Henriques, Rose Louise: Das jüdische Settlement in London, in: Zeitschrift für jüdische Wohlfahrtspflege, 1 (1929), S. 333-338. Das vom Ehepaar Henriques gegründete Settlement ist heute noch aktiv. <http://www.swesrs.org.uk/html/settlement.html> [5.2.2009].

¹² Lindner, Rolf (Hg.): „Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land“. Die Settlementbewegung in Berlin zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, Berlin 1997. Jens Wietschorke vom Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität hat gerade seine Dissertation über die SAG eingereicht.

¹³ Classen, Walther: Sociales Rittertum in England. Hamburg 1900, S. 17-19 u. 47. Zeitgenössisch: Günther, Gerhart: Das Hamburger Volksheim von 1901-1922: die Geschichte einer sozialen Idee, Berlin 1924.

¹⁴ Exler, Margarete: Von der Jugendbewegung zu ärztlicher Drogenhilfe. Das Leben Ernst Joëls (1893 – 1929) im Umkreis von Benjamin, Landauer und Buber. Berlin 2005, S. 8. Stadtarchiv Leipzig, Akten der Stadtverordneten (1831-1935) und Bestand des Polizeipräsidiums Leipzig (PP-V 350), Verein „Volksheim“.

¹⁵ Unter dem Eintrag jüdisches Volksbildungswesen erwähnt das Jüdische Lexikon Tonybee-Hall-Gründungen in Berlin, Wien und Prag, in: Jüdisches Lexikon. Ein Enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden, begründet von Georg Herlitz und Bruno Kirschner, Berlin 1930, Band IV, S-Z, S. 1232; Oelschlägel, Settlementbewegung, 2005, S. 19.

- ¹⁶ Strauss, Rahel: Wir lebten in Deutschland, Stuttgart 1961, S. 262; Eva Michaelis-Stern: unveröff. Interview, von Anne-Christin Saß dankenswerterweise zur Verfügung gestellt; Shapira, Anita: Berl Katznelson, Frankfurt am Main 1988, S. 179. Aus dem Leben der Gemeinde Altona im Jahre 5689, in: Jahrbuch für die Jüdischen Gemeinden Schleswig Holsteins und der Hansestädte, 1.5690 (1929/30), S. 96-97; Jahrbuch für die Jüdischen Gemeinden Schleswig Holsteins und der Hansestädte, 2.5691 (1930/31), S. 39-39; Lehmann, Dora: Erinnerungen einer Altonaerin aus den Jahren des Weltkrieges, in: Jahrbuch für die Jüdischen Gemeinden Schleswig Holsteins und der Hansestädte, 7.5689 (1935/36), S. 95-103, hier S. 97-102. Zu danken ist ferner Jens Huckeriede vom Verein SterniPark e.V. für seine Informationen.
- ¹⁷ Goldstein, Walter: Chronik des Herzl-Bundes, Jerusalem 1962, S. 237.
- ¹⁸ Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hg.): Das jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk, Hamburg 2006, S. 113 und S. 116-120.
- ¹⁹ Gellner, Ernest, The Rediscovery of Eastern Jews. German Jews in the East, 1890-1918, in: Bronsen, David (Hg.): The Problematic Symbiosis, Heidelberg 1979, S. 338-342. Mendes-Flohr, Paul: Divided Passions. Jewish Intellectuals and the Experience of Modernity, Detroit 1991, S. 77-132.
- ²⁰ Malleier, Elisabeth: Das Ottakringer Settlement. 1901-2003, Wien 2005, S. 15-23; Hödl, Klaus: Als Bettler in die Leopoldstadt: Galizische Juden auf dem Weg nach Wien, Wien 1994, S. 162-165.
- ²¹ Freidenreich, Harriet Pass: Die jüdische ‚Neue Frau‘ des frühen 20. Jahrhunderts, in: Heinsohn, Kirsten/Schüler-Springorum, Stefanie (Hg.): Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte, Göttingen 2006, S. 123-132; Prestel, Claudia: Frauen und die zionistische Bewegung (1887-1933). Tradition oder Revolution?, in: Historische Zeitschrift. 258 (1994), S. 29-71; Malleier, Elisabeth: Gegen den fremden Kontinent der Armut. Die Anfangsjahre der Jüdischen Tonybee-Halle in der Brigittenau, in: Jüdisches Echo. Europäisches Forum für Kultur und Politik, Wien 2005, Bd. 54, S. 112-117.
- ²² Heid, Ludger: Die Pestbeule Deutschlands: Ostjuden zwischen Erstem Weltkrieg und Weimarer Republik, in: Wolfgang Dressen (Hg.): Jüdisches Leben, Berlin 1985, S. 24-43, hier S. 24.
- ²³ Liebermann, Mischket: Im Berliner Ghetto, in: Geisel, Eike (Hg.): Im Scheunenviertel. Bilder, Texte und Dokumente, Berlin 1981, S. 50-53, hier S. 52.
- ²⁴ Lehmann, Siegfried: Gustav Landauer und das jüdische Volksheim, in: Die Arbeit. Organ der zionistischen volkssozialistischen Partei HAPOËL-HAZAIR. (1920), S. 44-47, hier S. 45f.
- ²⁵ Das jüdische Volksheim in Berlin, 1. Bericht, Mai/ Dezember 1916, Berlin 1916, S. 20 und CAHJP: D/Be4/414 (Verein Jüdisches Volksheim, Korrespondenzen 1921-1922, o.D.).
- ²⁶ Das jüdische Volksheim in Berlin, 1916, S. 5.
- ²⁷ Lehmann, Siegfried: Idee der jüdischen Siedlung und des Volksheimes, in: Jüdische Rundschau. (1917) S. 83-84, hier S. 84.
- ²⁸ Lehmann, Siegfried: Die Verwirklichung des Sozialismus und die Volksheimidee. Eine Rede an die ältere Volksheimjugend in Berlin, in: Die Arbeit. Organ der zionistischen volkssozialistischen Partei HAPOËL-HAZAIR. (1919), S. 39-41, hier S. 40.
- ²⁹ Wetsch, Robert: Margarete Turnowsky-Pinner zum Geburtstag; in MB. Wochenzeitung des Irgun Olej Merkas Europa. (1969), S. 5.
- ³⁰ Weil, Gertrude: Vom Jüdischen Volksheim in Berlin, in: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik. (1930), S. 281-289, hier S. 282.
- ³¹ Das jüdische Volksheim in Berlin, 1916, S. 14.
- ³² Das jüdische Volksheim in Berlin, 1916, S. 6-8.
- ³³ Lichtenstein, Franz: Vom jüdischen Volksheim Berlin, in: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik. (1930), S. 285-289, hier S. 287.
- ³⁴ Brenner, Michael: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik. München 2000. S. 205; Oelschlägel, Dieter: Das jüdische Volksheim in Berlin 1916-1926, in: Rundbrief 30. 1994, S. 47-49, hier S. 48 und Das jüdische Volksheim in Berlin, 1916, S. 15.
- ³⁵ Ellger-Rüttgardt, Das jüdische Volksheim, 1996, S. 270.
- ³⁶ Das jüdische Volksheim in Berlin, 1916, S. 15.
- ³⁷ Weil, Gertrude: Vom Jüdischen Volksheim in Berlin, 1930, S. 284
- ³⁸ Scholem, Gershom: Tagebücher nebst Aufsätze und Entwürfen bis 1923 (1. Halbband 1913-1917), hg. v. Karlfried Günder u.a., Frankfurt am Main 1995, S. 398f.
- ³⁹ Kafka, Franz: Briefe an Felice und andere Korrespondenzen aus der Verlobungszeit, hg. v. Erich Heller und Jürgen Born. Frankfurt am Main 1967, S. 703f. und 708.
- ⁴⁰ Das jüdische Volksheim in Berlin, 1916, S. 6.
- ⁴¹ Ellger-Rüttgardt, Sieglind: Erinnerungen ehemaliger Erzieher und Erzieherinnen an das Berliner Kinderheim „Ahawah“, in: Ellger-Rüttgardt, Sieglind (Hg.): Verloren und Un-Vergessen. Jüdische Heilpädagogik in Deutschland, Weinheim 1996, S. 279-310, hier S. 280.
- ⁴² Liegle, Ludwig/Konrad, Franz-Michael (Hg.): Reformpädagogik in Palästina. Dokumente und Deutungen zu den Versuchen einer „neuen“ Erziehung im jüdischen Gemeinwesen Palästinas (1918-1948). = Sozialhistorische Untersuchungen zur Reformpädagogik und Erwachsenenbildung Bd. 9, Frankfurt am Main 1989, S. 226.
- ⁴³ Scholem, Gershom: Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen, Frankfurt am Main 1994, S. 89.
- ⁴⁴ CAHJP: D/Be4/414 (Verein Jüdisches Volksheim, Korrespondenzen 1921-1922, o.D.)
- ⁴⁵ CAHJP: D/Be4/414 (Verein Jüdisches Volksheim, Korrespondenzen 1921-1922, o.D.)
- ⁴⁶ Lichtenstein, Vom jüdischen Volksheim, 1930, S. 287.
- ⁴⁷ Lubinski, Georg: Erinnerungen an das Jüdische Volksheim in Berlin, in: Der junge Jude (1930), S. 131-134, hier S. 133f.; Koch, Hans-Gerd (Hg.): „Als Kafka mir entgegenkam...“. Erinnerungen an Franz Kafka. Berlin 2005, S. 180; Ellger-Rüttgardt, Das jüdische Volksheim, 1996, S. 260-278, hier S. 277; Sklarz, Leon: Geschichte und Organisation der Ostjudenilfe in Deutschland seit dem Jahre 1914. Rostock 1927, S. 55 und Lichtenstein, Vom jüdischen Volksheim, 1930, S. 288.